

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein neues Dantebuch

„Je n'ai à proposer aucun système particulier. J'apporte les sentiments d'un vieil habitué de Dante et de l'Italie. Je suis ce qu'on appelait autrefois un „lecteur“, avec quelque teinture de ce qui faisait la culture de l'honnête homme“. Diese elegante Diktion im Vorwort von Louis Gillet's Dante-Buch*) mutet umso sympathischer an, als sie viel zu bescheiden ist. Wenn sich Gillet, Mitglied der Französischen Akademie, „lecteur“ nennt, so weiss er, dass das Lesen eine Kunst ist, die, wie so vieles der heutigen Zeit, verloren gegangen ist. Zu verschwinden droht auch jene Art von Schriftsteller, die Gillet repräsentiert — der Gelehrte von Welt. Louis Gillet ist auch bei uns bekannt durch seine Forschungen über das Mittelalter und besonders durch sein Werk über die französischen Kathedralen. Im Dante-Buch tritt uns die dem französischen Schrifttum eigentümliche Mischung von Studierstubenluft und gesellschaftlicher Atmosphäre in anmutiger Form entgegen. Es ist keine wissenschaftlich trockene und schwer verdauliche Speise, die uns dargeboten wird. Nicht dass die Wissenschaftlichkeit fehlte, sie ist ebenso diskret vorhanden wie das persönliche Urteil des Verfassers, und zwar in gleichem Masse klar und eindeutig. Daneben werden kleine Reminiszenzen und Anekdoten eingeflochten. Als die Rede auf die heute noch lebendige Volkstümlichkeit des grossen Florentiners kommt, erinnert er sich eines Dichterabends bei einer Komtesse in der Romagna. Die Gastgeberin liess die Diensthofen rufen, damit niemand im Hause die Rezitation aus dem Paradiso versäume. Oder träumerisch denkt er an einen Abend auf der Terrasse von Trinità dei Monti. Die Glocken von Rom läuteten das Ave Maria, der Mond hob sich empor und eine junge Italienerin begann mit leiser Stimme in sublimen Danteversen zu sprechen:

...Già era l'ora che volge il disio
E che il novo peregrin d'amore
Punge se ode squilla di lontano
Che paia il giorno pianger che si more...

Das Buch, das gar nicht den Anspruch erhebt den Danteforschern neue Wege zu weisen, wird jedem, auch wenn er sich in der Divina Comedia gut auskennt, manche Züge aufhellen. Es ist wohl kein Zufall, dass uns jetzt von einem Franzosen eine Arbeit über den grossen Dichter Italiens geschenkt worden ist, denn „vielleicht haben die Erschütterungen der letzten sieben Jahre uns den Geist Dantes näher gebracht als ein Jahrhundert Philologie“, wie Karl Vossler letztes Jahr schrieb. — Unaufdringlich und die Lesbarkeit keineswegs einschränkend oder den Leser ermüdend, werden die Thesen der verschiedenen Dantekommentatoren

*) Louis Gillet, Dante. Flammarion, Paris 1941.

erwähnt und beurteilt. Als Fussnoten sind die zitierten Stellen aus dem Werk Dantes angeführt, wie eine leise Aufforderung zum Nachschlagen, zum Auffrischen, was zum ungezwungenen und ungetrübten Genuss wird. Durch die Fäden, die der Autor zu den Nachbarländern spannt, wird die Erzählung grosszügig gestaltet. Gillet scheint in den Literaturen aller umliegenden Nationen gleich gut zu Hause zu sein wie in derjenigen seines Vaterlandes.

Dante und sein Werk, diese unzertrennliche Einheit, die aber auch werden musste, wird uns in ihrer Formung und ihrem Zwiespalt, ihrer Wucht und ihrer tiefen Menschlichkeit gezeigt. Die vier Standpunkte der Danteforschung: der moralische, der klassisch-ästhetische, der roman-tische und der religiöse — haben nach Vossler alle etwas Richtiges. Den Zusammenhang kann man allein aus dem Menschen Dante sehen. Gillet verurteilt jene sehr einseitigen Abstraktionen wie etwa z. B. jene des P. Mandonnet, der in Beatrice nur die Theologie sehen will. „La vie de Dante n'est que l'histoire d'un livre“, schreibt Gillet.

Die ersten zwei Kapitel geben uns die Atmosphäre von Florenz zur Zeit des jungen Dante und feine Bemerkungen über die Vita Nuova. Gillet legt besonderes Gewicht auf die einsame Jugend des Dichters, dessen ganzes Denken sich dann auf das reizende Köpfchen eines kleinen Mädchens konzentriert hat. Der Abschnitt über Dante und den Islam mag für Viele neue Sichten schaffen, wenn sie nicht die These von Miguel Asin Palacios kennen, die Gillet kurz zusammenfasst und bejaht: „Toute l'architecture du poème de Dante se trouve déjà au complet dans les poètes et les mystiques de l'Islam. Cette machine n'a rien de personnel à Dante. Il l'a trouvée toute montée.“ Aber die architektonische Form spielt nicht die grösste Rolle, betont Gillet doch immer wieder, die Konstruktion, die intellektuelle und numerische Ordnung der Gesänge gehörten nicht zum ursprünglichen élan, das Wichtigste seien die „rythmes de la vie d'un homme, le spectacle de ses passions, tout le tableau mouvant de son être intérieur. C'est ce rythme sentimentale qu'est la véritable étoffe, la matière du poème“.

Als Franzose untersucht der Verfasser auch in einem besonderen Kapitel des Dichters Verhältnis zu Frankreich. Dante hat dieses Land gehasst, das damals blühte und wuchs, das sein grosses Jahrhundert lebte unter Ludwig dem Heiligen, er hat es gehasst solange er lebte, obwohl seine erste Bildung französisch war, obwohl er französisch sprach. Gillet gibt sich grosse Mühe diesen Hass begreiflich zu machen, er denkt sich in die Lage des Enttäuschten, der, geboren im Jahre der Schlacht zu Benevent, den Zusammenbruch der kaiserlichen Armeen, den Tod Manfreds, den Konradins, als Kind schon miterleben muss; der sieht, wie Florenz von Karl von Valois, dem Bruder Philipps des Schönen, unterworfen wird; der erfährt, dass die Folge Verbannung ist, der all sein Unglück Frankreich zu verdanken hat — „la France lui semblait le mauvais génie de l'Europe“. — Aber Italien, die Heimat Dantes, das Land, das er über alles liebte, dessen Einheit ihm vielleicht als Erstem

vorschwebte, muss noch viel härtere Worte vernehmen. Wir sind fast überrascht, wenn wir im letzten Teil des Buches die Zusammenfassung lesen, in der Dantes wilde Leidenschaft und liebende Strenge gegenüber Italien zutage tritt.

Durch das Exil wurde er geradezu zum Kosmopoliten. Die Divina Comedia wird einmal als „guide de l'Italie“ bezeichnet, ihre pittoreske Geographie sakral betrachtet: „l'homme est à la fois le fils des étoiles et de la terre“. Bei jedem Namen, dessen sich Dante erinnert und den er niederschreibt, wird sein Zorn von neuem lebendig, Italien ist verrucht, es ist die „terra prava“, „C'est un fagot d'épines, une Italie de rage, de crime et de vitriol.“ Den letzten Pfeil seines Hasses hat er für Florenz aufgespart, mitten in den Seligkeiten des Himmels überfällt ihn sein Schmerz, im Paradies, im vorletzten Gesang lesen wir:

Io, che al divino da l'umano
A l'eterno dal tempo era venuto,
E di Fiorenza in popol giusto e sano...

Dante hat seinem Land eine Sprache gegeben und ein Buch; die Schöpfung der Sprache, die als Vaterland verstanden wird, als „geistiger Raum der Nation“ nach dem Worte Hofmannsthals, ist seine ausserordentliche Tat. Bei ihm ist aber auch die Poesie „consubstancielle au verbe“ und darum ist sie nicht übersetzbar. **Ruth Kneubühler**

William Rappard als Historiker Genfs

Man hat seit dem letzten Jahr in unserem Lande sehr viel von Rappard gesprochen; von seiner Mission bei Wilson im Dienst der Landesversorgung, von seiner vielfältigen Tätigkeit im Rahmen des Völkerbundes, wie überhaupt von seiner ‚dynamischen Vielseitigkeit‘, als Diplomat, Finanzexperte, Leiter der Ecole de Hautes Etudes Internationales, als politischer Schriftsteller in zwei Sprachen usw. Es ist vielleicht an der Zeit darauf hinzuweisen, dass Professor Rappard vor allem ein Wissenschaftler ist, ein Archivforscher und Historiker ersten Ranges.

Rappards in seiner Gesamtheit viel zu wenig bekanntes Werk ist teils schweizerischen wirtschaftlichen Forschungen, teils allgemeiner Nachkriegsgeschichte (zuletzt ‚The crisis of democracy‘ 1938, ‚The quest for peace‘ 1940) und vor allem der schweizerischen Verfassungsgeschichte — L'Individu et l'Etat, 1936, bleibt sein bedeutendstes Werk — gewidmet. Bei dieser scheinbaren Zersplitterung besitzt Rappards Werk ein gedankliches Zentrum: die Probleme der Entstehung und Krise der modernen Demokratie, ihre Beziehung zu ihrem Bundesgenossen und späteren Gegenspieler — der Staatsallmacht. Es geht um das Verhältnis des immer höher wuchernden Staates zum Einzelnen, wie andererseits zu überstaatlichen, föderativen Gebilden. Durch die Analogie: souveräne Staaten — Völkerbund und souveräne Kantone — moderne Eidgenossenschaft war der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Forschungsfeldern zwanglos hergestellt, die sich in der historischen und politischen Untersuchung wechselseitig befruchteten. Ferner gehört die Rolle einer, oft zahlen-

mässig geringen, geistigen liberalen Elite im demokratischen Staat logisch in diesen Problembereich.

Es war für Rappard naheliegend, in Genf des neunzehnten Jahrhunderts, wo die Verhältnisse wegen der Kleinheit des Staatswesens und der geringen weltpolitischen Beeinflussung besonders transparent sind, wie in einem ‚politischen Laboratorium‘ die Entstehung der modernen Demokratie zu verfolgen. Seit einem Jahr sind denn von Rappard eine Reihe monographischer Studien zur Genfer Geschichte erschienen, von denen „L'Avènement de la démocratie moderne à Genève“ nach Bedeutung und Umfang an erster Stelle steht. Eine Reihe gesonderter Schriften über Sismondi, Pellegrino Rossi und A. E. Cherbuliez rundet das Bild, indem die geistige Atmosphäre der damaligen parlamentarischen Elite Genfs verlebendigt wird.¹⁾

1814–1847 vollzieht sich in Genf der Uebergang von einer streng aristokratischen Restauration der ‚nobles Syndics‘ zur radikalen Demokratie des James Fazy, der, auf das Arbeiterviertel St. Gervais gestützt, den Typ des radikalen plebejischen, fast cäsaristischen Politikers verkörpert. Zuerst kommt eine Etappe schrittweiser Liberalisierung: unter dem Einfluss einer intellektuellen bürgerlichen Elite (Bellot, Dumont, Sismondi, Pictet-Diodati) wird die schroff oligarchische Verfassung reformiert, die der Syndic des Arts unter Zuziehung weniger Freunde und — angeblich — unter dem Druck der alliierten Diplomaten im Jahre 1814 der wenig erbauten Genfer Bevölkerung in aller Heimlichkeit beschert hatte. Während das Volk sich zunächst der wiedergewonnenen Unabhängigkeit freut, ist die Misstimmung bei der Elite der bürgerlichen Intelligenz, die am Verfassungswerk keinen Anteil hatte, anfangs gross.

Aeusserst komplizierter, undemokratischer Wahlmodus, faktische Machtlosigkeit des ‚Conseil représentatif‘ und Machtkonzentrierung in den Händen der lebenslänglichen Conseillers d'Etat, aus deren Mitte die vier Syndics bestimmt wurden, das sind die Kennzeichen der Verfassung der Restauration. Bald aber setzt die liberale Evolution ein. Das Parlament wird (von 1820 an unter der geistigen Führung P. Rossis) zum wirklichen Gesetzgeber; Herabsetzung des Zensus, grössere Öffentlichkeit der Beratungen, Absetzbarkeit der Staatsräte sind Wegzeichen. Nach 1830 erspart der Syndicus Rigault durch eine sehr weitgehende Wahlreform den Genfern eine Revolution.

Im Ganzen gesehen, wird das Genfer Patriziat auf zwei Fronten angegriffen: von der geistigen Elite und von der demokratischen Massenagitation. Bald aber nimmt die bürgerliche Intelligenz faktisch an der Macht teil und an der Ausarbeitung der wichtigsten Gesetze. Ab 1824 ‚lässt sie den Conseil d'Etat herrschen, regiert aber selber‘. Doch zugleich erlahmt ihre oppositionelle Schärfe, sie steht immer mehr zum Re-

¹⁾ W. E. Rappard, *L'Avènement de la démocratie moderne à Genève*, Alex. Julien, Genève 1942. *La carrière parlementaire de trois économistes genevois*, Georg et Cie., Genève 1941. A. E. Cherbuliez et *la propriété privée*, Editions polygraphiques, Zürich 1941.

gime, wird konservativ und, als die demokratische Revolution hereinbricht, sogar reaktionär. Bei A. E. Cherbuliez ist der Umschlag vom Liberalismus — in nationalökonomischen Schriften stellt er sogar das Privateigentum in Frage — zum Antidemokraten am krassesten; er wurde als Emigrant monarchistischer Journalist und dann Anhänger Napoleon III.

Die Erfolge der liberalen Elite und ihr Aufstieg im Staat hatten das Volk recht gleichgültig gelassen. Dessen politische Passivität erscheint aber den regierenden Kreisen — nicht zu Unrecht — als eine latente Bedrohung, der mit immer weitergehenden Verfassungsreformen begegnet wird. Doch erst ganz anders geartete radikal demokratische Agitatoren wie Delapalud und vornehmlich James Fazy wecken die Masse aus ihrer politischen Stumpfheit, und mit diesem Erwachen beginnt die zweite stürmische Periode: die der Revolutionen von 1841 und 1846.

Die Wahl eines eigenen Genfer Gemeinderates war der Anlass zur ersten unblutigen Revolution; die ungeschickte, zweideutige Haltung der Regierung in der Frage des Sonderbundes und der eidgenossenschaftlichen Solidarität — wobei die Rücksicht auf die Katholiken des flachen Landes eine Rolle spielte, weil sie als Bundesgenossen gegen die demokratischen Städter gebraucht wurden — förderte die zweite, die für die Schweizer Geschichte insofern sehr bedeutungsvoll wurde, als James Fazy — wohl durch Lafayette beeinflusst — als erster und konsequent die Einführung des amerikanischen Zweikammersystems für die Schweiz verfocht, zu dessen Annahme er mehr als irgend ein anderer Staatsmann beigetragen hat. (s. dazu: Rappard, *The american origins of the swiss constitution*, Philadelphia 1941).

Entscheidend ist aber für Genf das Jahr 1841. Zwar wurde eine bürgerlich-konservative Mehrheit in die Constituante gewählt, die im Herzen die Demokratie, der sie entsprang, missbilligte. Aber gerade dieser Widerspruch — wie er in Frankreich nach 1848 auftrat — erhielt die politischen Verhältnissen labil und bereitete einer radikaleren Lösung den Boden.

Diese ganze Geschichte hat Rappard nach seiner gewohnten Methode an Hand der zeitgenössischen Aufzeichnungen und Parlamentsberichte dargestellt. In keinem seiner Werke ist er so selbstlos hinter die Dokumente zurückgetreten, er lässt die Geschichte sich selbst und in ihrer eigenen Sprache erzählen und ist gewissenmassen nur ihr Dramaturg, der jeweils jene Personen und Ereignisse hervortreten lässt, die die Handlung weitertreiben.

Seine wesentlichen Gesichtspunkte und Resultate fasst Rappard, wie stets, in einem Schlusskapitel zusammen: eine liberale Elite und eine demokratische Masse lehnen sich gegen eine enge Oligarchie auf; aber bald wird den Verbündeten ihr Antagonismus bewusst. Dieser Antagonismus wird schon bei Tocqueville als der Gegensatz von Freiheit und Gleichheit entwickelt und Rappard hat ihn in *„L'Individu et l'Etat“* für die Schweizergeschichte mit folgenden Worten in den Vordergrund gerückt: *„C'est en définitif aux attaques d'une troupe d'égalitaires com-*

mandée par des libéraux que succomba en Suisse le régime de la Restauration'.

Die Genfer Liberalen haben die radikale Demokratie nicht eingeführt, sie haben ihr aber Vorschub geleistet, und es nützt ihnen nichts, sich zuletzt gegen sie zu stemmen. „En ouvrant les écluses de la liberté politique, ce fut bien au torrent de la démocratie que, malgré eux, ils livrèrent passage.“

Dies sind nur einige der Erkenntnisse, die Rappards „Avènement le la démocratie“ vermittelt. Hätte Rappard dieses Werk vor dreissig Jahren geschrieben, so wäre es wohl in erster Linie eine Wirtschaftsgeschichte Genfs im neunzehnten Jahrhundert geworden, denn er suchte damals die Erklärung für das Entstehen der modernen Demokratie vorwiegend im wirtschaftlichen Faktor. Heute gibt er uns dagegen eine parlamentarische, sozialpsychologische, verfassungsgeschichtliche Studie. Vermutlich haben hier eigene Erfahrungen und Kenntnis der wichtigsten Akteure zeitgenössischer Politik eine Verlagerung der Interessen bewirkt. So erklärt sich auch die Betonung der äusseren Einflüsse auf die Genfer Entwicklung, der gegenüber die Sozialgeschichte eher zu kurz kommt, wie auch die Geschichte der Genfer Körperschaften, vor allem der Kirche gegenüber dem Parlament.

Die Bedeutung des Werkes wird durch diese Einschränkungen natürlich nicht tangiert. Jeder Historiker forscht in der Richtung bestimmter Wertungen und Interessen, durch seine eigne Erfahrung bereichert und doch auch belastet.

Rappard spricht zum Schluss die Meinung aus, dass im Occident die Menschen „wenn äusserer Friede und innere Ordnung ihnen die Wahl lassen, lieber Bürger seien als Untertanen“. Und obwohl er, nach der Forderung Max Webers, seine Werturteile streng vom wissenschaftlichen Gehalt seiner Werke getrennt wissen will, ist sein Schaffen als Historiker Genfs von diesem Bekenntnis zur Freiheit und von staatsbürgerlichem Ethos getragen.

François Bondy.

Pressepsychologie

Eine Dissertation von H. H. Baumann, zur Erlangung der Doktorwürde an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich eingereicht („Ueber die psychologische Funktion der Presse“) versucht, die Zeitungswissenschaft in der Anwendung der Psychologie auf die Höhe der Entwicklung dieser Disziplin zu führen, also Resultate der neueren Psychologie auf die Wirkung der Zeitungen anzuwenden. Zuständig für die Beurteilung einer solchen Arbeit ist offenbar nicht der Journalist, sondern der Wissenschaftler, nicht einer, der die Zeitung schreibt, sondern einer, der sie nur liest und untersucht, wie andere sie lesen. Das sind getrennte Felder, und es ist vielleicht für den Presseberuf nicht einmal von besonderem Vorteil, sie zu vermischen. Es liegt hier die gleiche Spannung vor wie zwischen Kunst und Kunstkritik — nur dass bei unserer Dissertation die Rede nicht ist von der Güte der Leistung, sondern nur von den verschiedenen Arten ihrer Wirkung.

Nun muss natürlich, wer die Zeitung schreibt oder zusammenstellt, Verstand und Gefühl für die Wirkung haben, die er damit auslöst und wer lang genug im Handwerk steckte, dem wird es zur zweiten Natur, Meldungen und Aufsätze, die ihm zur Veröffentlichung unterbreitet werden, sofort „von aussen“, mit den Augen des Publikums, zu betrachten. Wohlverstanden: des Publikums seiner Zeitung — denn jede Zeitung hat wieder ein anderes. Das ist so sehr wahr, dass ein und derselbe Mensch eine Veröffentlichung in einer bestimmten Zeitung gleichgültig hinnimmt, die genau gleiche aber in einer andern mit allem Aufwand von Entrüstung ablehnt. Und weiter: das gleiche Publikum kann einmal über einen Artikel weglesen, ohne zu zucken, und wenn ihm dasselbe nochmals aufgetischt wird, in mächtige Aufregung geraten. Warum? Im ersten Fall, wo der einen Zeitung verübelt wird, was man der andern ohne weiteres gestattet, ist es die verschiedene Rolle, die ein Publikum verschiedenen Blättern zuschreiben möchte, woraus sich dann ergibt, dass die eine ungehemmter kritisieren darf, weil man es dann nicht besonders ernst nimmt, während man an die andere einen weit strengeren Massstab glaubt anlegen zu dürfen. Und im zweiten Fall: Unbesehen ging ein Artikel durch, weil gerade ein grosses eidgenössisches Fest oder eine Landesausstellung alle Aufmerksamkeit auf sich zog, und Aufsehen hat dieselbe Sache erregt, als wiederholt davon die Rede war, nachdem jenes Fest verrauscht war. Diese unterschiedliche Wirkung kann bis in die Staatsbehörden hinauf verfolgt werden.

Man wird in der erwähnten Schrift solche (aus der schweizerischen Praxis gezogene) Beispiele nicht erwähnt und erläutert sehen. Sie entziehen sich der ins Breite gehenden, nach durchgehenden Regeln suchenden Wissenschaft, auch wenn diese, wie hier mit Recht, vom Einzelnen ausgehen und nicht nur Massenpsychologie sein will — ist doch der Zeitungsleser viel weniger „Masse“, als der Hörer einer Rede. Man liest eine Zeitung still für sich allein, eine Ansprache auf offenem Platz aber hören viele miteinander, und unter ihnen kann sich die unmittelbare massenmässige geistige Ansteckung leichter auswirken.

Keine Wissenschaft wird die Intuition, die zum Zeitungsberuf gehört, ersetzen, und keine Wissenschaft wird all das, was für den Beruf wesentlich ist, auf die Drähte ihrer Statistik spannen, in die rubrizierten Schubfächer ihres Systems einschachteln können. Es gibt beispielsweise nicht nur verschiedene psychologische Reaktionen verschiedenen Zeitungen gegenüber oder aus verschiedenen Stimmungen heraus. Es gibt sogar etwas höchst Persönliches zwischen dem Zeitungschreiber und dem Zeitungsleser: ein bestimmtes Mass von Vertrauen in Charakter und Kenntnisse dessen, der so etwas wie eine Lesergemeinde um sich gesammelt hat. Auch die Art und die Intensität dieser Gemeindebildung ist wichtig, aber vielleicht nicht besonders leicht zu kategorisieren.

Gerade die Statistik kommt hier nicht durch, so wenig wie bei andern Gebieten freien geistigen Schaffens. Baumann hat freilich versucht, mit Hilfe der Zürcher Schulen eine breitere Grundlage für seine Erhebungen über die Wirkung der Presse zu gewinnen; er hat aber selber den

Eindruck, dass das Experiment in andern Kreisen wiederholt werden sollte. Anderswo als im Kanton Zürich würde man auch kaum auf den Gedanken kommen, schon Zwölfjährige zu fragen, welche Zeitungen und Zeitschriften ihnen am besten gefallen, da kaum anzunehmen wäre, dass sie ausser dem Blatt, das die Eltern haben (und es wird zumeist nur eine Zeitung sein) noch andere lesen und sich selber ein Leibjournal auslesen könnten. Oder man wäre vielleicht geneigt, die Frage dann für die Kinder- und nicht für die Presspsychologie zu stellen. Nebenbei: Kinder amtlichen Ernstes nach ihrer Meinung über Dinge befragen, die sie nicht beurteilen können, würde man vielleicht pädagogisch auch nicht überall als richtig ansehen.

Selbstverständlich geht aus der erwähnten Arbeit deutlich hervor, dass die Presse, und insbesondere die Schweizerpresse, nicht einfach die Meinung ihrer Leser fabriziert. Es ist gut, dass auf den schon sehr früh wachen kritischen, prüfenden, abwägenden Sinn unseres Publikums hingewiesen wird.

E. Schürch.

Corrigenda: In der Rede zu J. V. Widmanns 100. Geburtstag von Prof. G. Bohnenblust (Märzheft S. 690) ist durch ein Versehen der Druckerei die zweite Autorkorrektur nicht berücksichtigt worden; wir bitten, das Missgeschick zu entschuldigen. Es sind folgende Berichtigungen anzubringen: S. 693 Z. 8 lies: altgewordenen statt abgewogenen — Z. 22: strecke statt strecket — wisse statt weiss — S. 695 Z. 18: immer lieber statt immer — S. 695 Z. 5 v. u. nach dem kampffrohen — S. 697 Z. 2: die Seelenvolle — Z. 21 uff.: Aretin statt Azetin — S. 698 Z. 14: Verwandtschaft — Z. 2 v. u. vollendet.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—)
für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 58 55 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland
